Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 21 (1931)

Heft: 50

Artikel: Préludes

Autor: Georgi, Stephan

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-646814

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Damit wäre die Schloßwanderung beendet. Bei einem zierlichen Nymphenbrunnen angelangt, biegen wir in einen der sieben Laubgänge ein, die hier ausstrahlen. Wollen wir am Ende derselben in das dichtverwachsene Heckenwerk eindringen? Lieber nicht. Denn wir gerieten in den „Irrgarten", der vielleicht nicht so schön und künstlich wie der Versailler, sicherlich aber verworrener ist. Ein Symbol! Wir wüßten, einmal drinnen, gewiß nicht mehr aus und ein. Wer weiß in diesem armseligen Oesterreich heute noch aus und ein? V. Heß.

(Die Photos stammen von der Oesterr. staatl. Lichtbildstelle in Wien.)

Préludes.

Historische Skizze von Stephan Georgi.

Es war um das Ende der dreißiger Jahre im vergangenen Jahrhundert. In den deutschen Landen lag der brave Biedermeier behaglich-faul auf seinem unentbehrlichen Kanapee, rückte seine Brille zurecht und führte mit pedantischer Aufmerksamkeit eine Prise zur Nase. Er las seinen geliebten Walter Scott, ging für sein Leben gern ins Theater, wohl um die Leistungen einer Henriette Sontag oder Jenny Lind zu bewundern und sang, wenn er in Stimmung kam, das Lied, das damals alle Spatzen von den Dächern pfiffen: vom Jungfernkranz und der veilchenblauen Seide.

Drüben in Paris aber war man um diese Zeit regsamer. Wohl begann unten im Volke die Hefe allmählich wieder zu gären, wohl war die Noblesse noch immer damit beschäftigt, sich von den Schrecken der großen Revolution zu erholen, aber die eleganten, lichtüberströmten Pariser Salons waren der Sammelpunkt geistiger Elite geworden. Nicht nur Frankreichs Männer der Kunst und des Wissens strömten dorthin aus aller Welt zusammen, denn es war nicht nur das Haus des bekannten Barons Rothschild, sondern es waren noch ungezählte andere Türen, die sich den Geistesheroen öffneten.

So auch das Haus der bewunderungswürdig schönen Gräfin Potocka.

Es war ein überaus angenehmer, anregender Abend. Ringsum saß eine auserlesene Gesellschaft, worunter unter anderen auch Liszt, Meyerbeer, Heinrich Heine, Balzac, Dumas, Hiller und Gautier zu entdecken waren.

In der Mitte, am Flügel, saß Rossini und spielte — eigentlich ein wenig phlegmatisch — einige Fragmente aus seiner „l'Italiana in Algeri".

Während der kleine, dicke Herr von Balzac damit beschäftigt war, einigen Damen galante Histörchen zuzuflüstern, von denen der daneben sitzende, ebenfalls reichlich fette Alexander Dumas von Zeit zu Zeit ein Teilchen mit anhörte, verstand es Heinrich Heine, inzwischen eine recht beredte Augenunterhaltung mit der noch sehr jugendlichen Gräfin Komar anzustellen. Liszt, Meyerbeer und Hiller jedoch waren pietätvollere Zuhörer.

Man spendete Rossini Beifall. Dann erhob sich der junge Liszt, schüttelte seine lange Mähne zurück und setzte sich an den Flügel. Er hatte eine hier noch unbekannte Komposition mitgebracht, verriet aber vorläufig darüber nicht mehr, als daß sie von Robert Schumann in der in Leipzig erscheinenden „Neuen Zeitschrift für Musik" außerordentlich lobend besprochen worden war. Man solle sie erst anhören, bevor man den Namen des Komponisten wisse.

Er begann zu spielen. Und da hörte sogar der Herr von Balzac mit seinem frivolen Geflüster auf. Man lauschte einer seltsamen, wohllauten Musik, die erfüllt war von anmutiger Ursprünglichkeit, von bizarren Einfällen, von überwältigendem Gefühl und überströmender Leidenschaft. Es waren Variationen wunderbarer, bestrickender Eigenart, voll feinster Nuancen. Als läge der zarte Hauch der Blumen, das Sprudeln kristallklarer Quellen, das Spiegeln der Sonnenstrahlen darin, so perlten die Takte in unendlich sensibler Feinheit hervor, wurden drängend, wie getrieben von dem Atem dunkelbunter, mysteriöser Romantik, und formten sich zusammen zu einer bis in die feinsten Nerven hinein empfundenen, zauberhaften Traumdichtung, die beweglich, elastisch dahinflatterte, bald leidenschaftlich stürmend, jauchzend, bald zögernd, flackernd wie eine Flamme im Winde, dann wieder anschwoll zu einem überstürzenden Creszendo. Und in all diesen Tönen lag ein unverkennbares Sichselbstgeben, eine so ausgesprochene Individualität, von der die Hörer mitgerissen, zum selbstaufgebenden Mitempfinden gezwungen wurden.

Mit verhaltenem Atem lauschten die reglos Dasitzenden. Nur ganz wenige ahnten, wer das geschrieben haben konnte. Unter diesen wenigen war auch die Gräfin Potocka. Sie fühlte diese Töne und dachte an einen, den auch sie, wie so viele andere schöne und hochstehende Frauen vergötterte, anbetete und liebte; an einen, der zurzeit fern war — an der Seite der anderen, Auserwählten.

Der letzte Akkord verhallte. Liszt stand auf, wehrte lächelnd den Applaus ab und wies auf die Noten. „Dem dort gebührt Lob!"

„Wem? Wer ist es? Wer?" tönte es ringsum. Die Hörer umdrängten den Flügel und sahen auf das Titelblatt der Noten.

Da stand oben, in der Ecke, mit feiner, zierlicher Handschrift: François Frédéric Chopin.

*

Um diese Zeit, da man ihn, den Abwesenden, noch immer in den Pariser Salons feierte, weilte Chopin gemeinsam mit der Dichterin George Sand, deren wirklicher Name eigentlich Aurore Dudevant war, fern an der spanischen Küste auf der Insel Majorka.

Seine Zuneigung zu der Dichterin war schon in Paris zu einer unauslöschlichen Leidenschaft geworden, und als sie wegen der Kränklichkeit ihres Kindes Maurice nach dem Süden reiste, zögerte er keinen Augenblick, sie zu begleiten, zumal auch seine Aerzte in Hinsicht auf seine schwache Gesundheit dazu rieten.

Aber eben diese, seine schwache Gesundheit, war es, die arge Enttäuschung in die Freude des dortigen Zusammenlebens brachte. Ein feuchtkalter, regnerischer Winter trat ein; die Wohnung, die sie genommen hatten, war dunkel und unzulänglich, und so erkrankte der an Luxus und Behaglichkeit Gewöhnte bald an einer bedenklichen Bronchitis; eine Krankheit, die damals dort unten überaus gefürchtet war. Und so kam es, daß die beiden regelrecht aus ihrer Wohnung vertrieben wurden und in einem alten, verlassenen Karthäuser-Kloster Zuflucht suchen mußten, das in Valdemosa lag.

Krank, mutlos und niedergeschlagen saß der Liebling der Pariser Salons, der sonst ohne Eleganz, Wohlgerüche und weiße Handschuhe kaum zu leben vermochte, in dem alten, trostlosen Gemäuer, über dem, hoch in den Lüften, die hungrigen Adler schrien. Vor dem Fenster seiner sargförmigen, staubigen Zelle ragten ein paar dunkle Zypressen empor.

Unerträglich war es ihm hier, und seine Krankheit verschlimmerte sich zusehens. Erst als es ihm unter großen Kosten und Mühen gelungen war, einen Ofen und einen Flügel aus Marseille kommen zu lassen, lebte er wieder ein wenig auf. George Sand pflegte den Kranken mit aller Aufopferung; aber auch sie konnte nicht verhindern, daß sich seiner in immer stärkerem Maße Mutlosigkeit und Verzweiflung bemächtigte. Der zarten, sensiblen Natur Chopins fehlte die spontane Kraft, zu überwinden; eine krankhafte, geängstigte Phantasie zerrte an seinen Nerven und zerrüttete ihn vollends.

Es war an einem grauen Regentage. George Sand war mit den Kindern nach Palma gegangen, um Einkäufe zu besorgen. Ein gräßlicher Rückweg war es. Das Unwetter war voll ausgebrochen, und die Flüsse überschwemmten

die Ufer. Sechs mühevoller Stunden bedurfte sie, um endlich, völlig durchnäßt, das Kloster zu erreichen. Dunkel und starr lagen die alten Mauern unter den düster zerrissenen Wolken. Aus Chopins Zelle schimmerte Licht. Teile von Melodien drangen hinaus in das Heulen des Windes.

Drinnen, in der Halle, blieb die Dichterin stehen. Völlig ermüdet, erschöpft war sie; aber das, was sie da hörte, zwang sie, stehen zu bleiben. So seltsam, so unwirklich war es, wie diese Töne durch das hohe, finstere Gemäuer hallten.

Dämonisch-düster quollen die Melodien hervor, als wollten sie mit ihren Visionen das alte Gemäuer, die toten Mönche zu neuem Leben erwecken. Es war, als schlichen darin bleiche Gestalten in Kutten umher, als tönten dumpfe Mönchschöre und das Gemurmel inbrünstiger Gebete hervor, in selbstzerfleischender Melancholie. Kurze, ganz kurze Lichtschatten huschten dazwischen auf; vielleicht war es ein fahler Strahl des Mondes, vielleicht das letzte kurze, klagende Aufsingen eines flügellahmen Vogels. Und dann stürzten die Melodien weiter, keuchten vorwärts, wie getrieben von einer wahnsinnigen Angst, von Schrecknissen einer gequälten Seele; sie versuchten aufwärts zu fliehen, sich in der Unendlichkeit zu verlieren, aber alles war dunkel, düster, erstarrt. Da flatterten sie nieder, immer tiefer, sanken herab in eine trostlose Leere, langsam, stöhnend und schleppend. Wie das müde Herabtropfen zarter, glitzernder Wasserperlen klang es aus einem Largo hervor, das leise, wie ein Hauch ertönte und erfüllt war von einer unsagbaren, lähmend niederdrückenden Schwermut, eingehüllt in den Klang bezaubernder Töne.

Chopin spielte eines seiner wunderbaren Preludes.

Regungslos, zitternd stand die Dichterin an der Tür. Sie hätte aufschreien mögen bei diesen Tönen; aber sie bezwang sich — leise trat sie ein.

Der Kranke saß still, ein wenig gebeugt am Flügel. Ein Leuchter stand vor ihm und spendete flackerndes Licht. Der Schein fiel auf sein bleiches Gesicht mit der weichen, fast durchsichtigen Haut, spielte mit dem dunkelblonden, seidenweichen Haar, glitzerte in den Tränen, die in den braunen Augen lagen, während die zarten, weißen Hände so elfenhaft leicht über die Tasten glitten.

Mit einem leichten Schrei sprang der Spielende auf, starrte zur Tür, blickte verstört auf die Eintretende. „Ah, ich wußte wohl, daß ihr gestorben seid! Ich habe alles im Traum gesehen. Auch ich bin gestorben. In einem See bin ich ertrunken, und große, schwere Wassertropfen fielen gleichmäßig auf meine Brust... gleichmäßig... im Takt..."

George Sand beruhigte den Kranken, der sich erst nach einer ganzen Weile aus seinen Visionen in die Wirklichkeit zurückfand. Als sie die Kinder zu Bett gebracht hatte und wieder bei ihm eintrat, saß er noch immer am Flügel. Resigniert, hoffnungslos war sein Gesicht. Er spielte, wandte langsam das Haupt und sah sie an, als wollte er fragen: Kennst du das, was ich jetzt spiele?

Sie hörte eine Weile zu; dann wußte sie es.

„Mozarts Requiem."

Er nickte, und ein stilles, abschließendes Lächeln legte sich um seinen Mund.

„Das spielt mir an meinem Sarge ..."

In der Winternacht.

Es wächst viel Brot in der Winternacht,
Weil unter dem Schnee frisch grünet die Saat;
Erst, wenn im Lenz die Sonne lacht,
Spürst du, was Gutes der Winter tat. —
Und däucht die Welt dich öd und leer,
Und sind die Tage dir rauh und schwer:
Sei still und habe des Wandels acht:
Es wächst viel Brot in der Winternacht.

F. W. Weber.

Ferdinand Hodler malt das Zifferblatt des Erlenbacher Kirchturms.*)

Der berühmte Berner Maler hat seine Künstlerlaufbahn bekanntlich ganz bescheiden in der Werkstatt eines Flachmalers in Thun, mit Namen Sommer, begonnen. Sommer betrieb nebenbei einen recht schwungvollen Handel mit süßlich gemalten Berg- und Seelandschaften, die er in seinem Atelier selber erstellte nach Art der damaligen Kleinmeister, die die Nachfrage der Fremden nach Reiseandenken zu befriedigen hatten.

„Und dieses war sein Rezept: Getreu kopieren, rasch malen; es genügt, einmal ein hübsches Bildchen mit viel freundlicher Staffage am See zusammenzumalen, dann ist's getan, dann ist man bei ihm angesehener Geselle und kann sich damit begnügen, fortan Kopist seiner ersten und einzigen Bildidee zu sein. Die Käufer wechseln ja von einem Jahr zum andern, nur der Geschmack bleibt unverändert. Sie wollen doch alle nur ihr liebliches Bildchen, ihr Andenken von der Reise haben.

O, dieser Meister Sommer war ein kluger Kopf, kein Wunder, wenn sein Geschäft blühte; es war doch so profitlich, gleich sechs Helgen miteinander herunterzumalen! An jedem Morgen hieß es einfach: „Da ist die Vorlage, kopiere sechs Bilder davon, nimm den Pinsel, hier ist viel Preußisch-Blau, es reicht für sechs Himmel und sechs Seen."

Bei solchem Handwerk kroch der Künstlertraum des Lehrlings in die Ecke, sich zu verstecken. Und dennoch war diese Zeit des ersten Lehrjahrs nicht ünnütz gelebt. Ich lernte doch bei Sommer erkennen, wie man es nicht betreiben soll. Was ich hier schuf, war alles Bazarware.

Aber dann kam doch auch der erste Tag, der mich buchstäblich erhöhte, nämlich auf einen Kirchturm stellte und mein tapferes Gesellenstück schaffen ließ. Können hieß in diesem Fall einfach: Mut haben. An dem hat's mir, weiß Gott, zeitlebens nie gefehlt. Jetzt stellte mir ihn mein Lehrmeister unvermutet auf die Probe. Das ging so zu:

Eines Morgens trat er in die Werkstatt der Gesellen und schwenkte heiter einen Amtsbrief wie eine Fahne, dieses großartig verkündend: „Ein neuer Auftrag, hä, vom Kirchgemeinderat zu Erlenbach! Das Zifferblatt am Kirchturm ist neu zu bemalen. Nachher gibt's auch noch einen Kalkanstrich im ganzen Kirchenschiff."

Aha, dachten wir, da gibt's offenbar einen höchst annehmbaren Auftrag, Erlenbach ist nicht umsonst ein hübsches Kirchdorf.

Weniger erfreulich schien dieses kleine, unscheinbare Postskriptum. Sommer las und runzelte die Stirne: „Zu wissen, daß die Malerei am Kirchturm einen schwindelfreien Gesellen dann erfordert. Wir haben einen hohen Kirchturm."

Das letzte Sätzlein machte mich heimlich lachen. „Wir haben einen hohen Kirchturm", will heißen: „einen weiten Horizont und helle Köpfe und hochaufsteigenden Rauch, ei der tausend!"

Indessen hatte Meister Sommer sich von seinem kleinen Schrecken schon erholt und frug mit ehrender Gebärde, wer die Arbeit wähle, wo er doch sonst einem jeden der Gesellen den Posten zugewiesen.

Schweigen in der Werkstatt. Auch ich ließ den Meister zappeln, auf daß ich mich an seiner verängstigten Verlegenheit recht lange erlabe.

„Ist keiner denn ein Kerl, hat keiner so viel Mut? Vom Kirchturm kann man jauchzen und holeien, da bin ich nicht dawider, und sicher ist die Aussicht ins weidengrüne Simmental da oben an der Uhr nicht zu verachten."

*) Aus „Der Trutzprophet". Eine Ferdinand Hodler-Erzählung von Hermann Aellen. G. Grote Verlag, Berlin. Das Buch hebt in gefühlsstarker Darstellung aus des großen Künstlers Leben Einzelmomente heraus, die uns den Menschen Hodler näher bringen. Daß sich Aellens Buch leicht und unterhaltlich liest, mag die Episode beweisen, die wir hier mit Erlaubnis des Verlages abdrucken.